

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Zu Alfred Huggenbergers 50. Geburtstag
Autor: Maurer, Karl Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu Alfred Huggenbergers 50. Geburtstag.

Mit drei Bildern *).

Zu Weihnachten vollendete Alfred Huggenberger sein fünfzigstes Lebensjahr. Wenn wir uns dieses Tages erinnern und den Jubilar von hier aus begrüßen, so ist das eine Ehrenpflicht, der wir umso lieber nachkommen, als uns mit ihrer Erfüllung ein paar Worte des Dankes auszusprechen vergönnt ist. Sie gelten dem Dichter der Arbeit, dem Mann der Tat und des nachdrücklichen Strebens.

Als Alfred Huggenberger, ein Unbekannter, vor zehn Jahren mit seiner Gedichtsammlung „Hinterm Pflug, Verse eines Bauern“ auf den Plan trat, da hatte die Schweiz einen neuen Dichter, und der bis dahin verborgen gebliebene Landwirt von Gerlikon war mit einem Mal dazu berufen, einer unserer geachtetsten Autoren zu werden. Jedes neue Werk, das diesem eigenartigen Gedichtband folgte, war eine Bestätigung, eine Steigerung, eine Verheißung. Heute haben seine Bücher weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus Heimatrecht erworben und gehören zum sicheren Bestand jeder tüchtigen Hausbibliothek. Verhältnismäßig spät ist Huggenberger als Dichter aus seiner dörflichen Abgeschlossenheit hervorgetreten; aber in dieser kurzen Spanne Zeit der letzten zehn Jahre hat er uns ein paar Bücher von bleibendem Wert geschenkt. Da es sich hier nicht um eine kritische Würdigung der einzelnen Werke, sondern nur um eine zusammenfassende Betrachtung der Dichterpersönlichkeit Huggenbergers handeln kann, so seien die bis jetzt erschienenen Bücher kurz angezeigt; es sind: zwei Gedichtbände, seine Novellenbücher „Von den kleinen Leuten“, „Das Ebenhöch“ und „Dorfgenosser“, die zwei Romane „Die Bauern von Steig“ und „Die Geschichte des Heinrich Venz“, ein ganz vortreffliches Dialektlustspiel, das bedeutungsvoll in die Zukunft weist, und endlich das feine liebenswürdige Märchen- und Geschichtenbuch „Aus meinem Sommergarten“. Alle diese Dichtungen tragen das einheitliche Gepräge einer großen menschlichen und dichterischen Eigenart.

Huggenberger war mit einem Mal einer der gelesenen, vielleicht der meistgelesene Autor unseres Landes, und das

Interesse an seinem Schaffen war gleich stark und freudig in den Salons verwöhnter und lesegeübter Literaturfreunde wie an den Feierabendtischen der Handwerker und Landleute. Die Gründe liegen zutage: man erkannte den Lebensdichter, den Heerrufer des arbeitenden Bauernvolkes, den frohen Ränder der Arbeit, der Tat, der zähen Beharrlichkeit und Ausdauer. Man fühlte: nicht literarischer Ehrgeiz drängte diesen Bauer zum Dichten, sondern Lebensdrang und die Sehnsucht, von seiner Arbeit, von Glück und Segen der Arbeit etwas sagen zu dürfen. Die tausend Eindrücke und Erlebnisse, die er seinem bäuerlichen Schaffen verdankte, drängten gebieterisch zum Ausdruck. Der Einfluß der Jugend ist dabei unverkennbar. Huggenbergers dichterische Produktion wurzelt durchaus in der Erinnerung; seine Erinnerung aber wurzelt in der harten Zucht des Lebens und ist auf immer mit der Arbeit verankert, mit einem unablässigen Schaffen, Sichmühen und Immerwiedervonneuembeginnen, mit tausend kleinen Sorgen und Lasten. Wir finden sie, genau in derselben Unerbittlichkeit und Härte, in seinen Büchern wieder. Diese Dichtungen des im Thurgau lebenden Zürcher Dichterbauers sind insofern ein Novum, als hier zum ersten Mal die Arbeit des Landmannes in den Bereich der Poesie gebracht, zum ersten Mal das Tagewerk des Bauern und die Gedanken, die es bringt, geadelt werden. Nicht durch seine Schönheit und Stimmung wirkt Huggenbergers Bauernland auf uns, sondern durch seine Tat, durch Mühsal und Sorge, Glück und innern Reichtum, die es bringt. Das macht die Bedeutung, den besonderen Wert nicht nur seiner Lyrik, sondern auch seiner Romane und Novellen aus: sie lassen sich nur aus der Arbeit erklären, sie wachsen dem Dichter gewissermaßen aus dem Acker als einem Lebensideal, einer sittlichen Macht entgegen. So sind sie in der Tat nicht am Schreibtisch entstanden, sondern unter Gottes Sonne, beim Sang der Sense, auf dem Feld, im Forst, in Re-

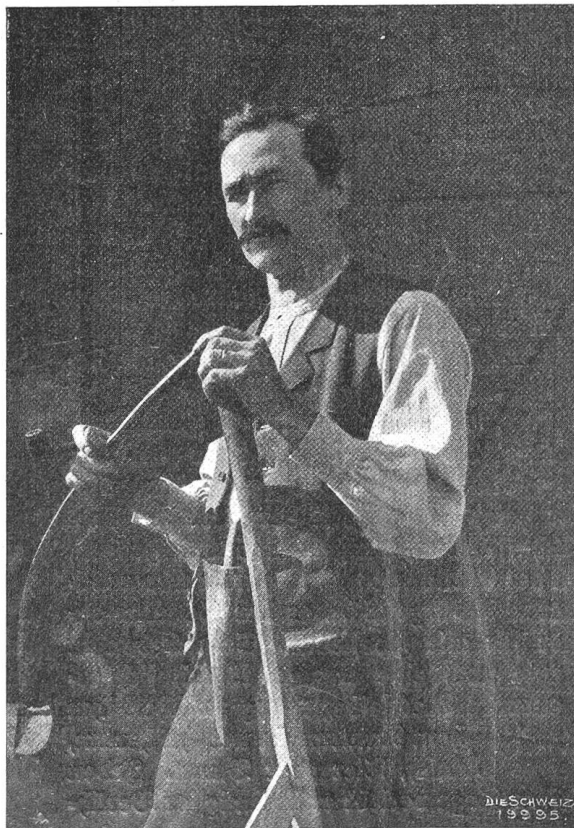
*) Für weitere Bilder vgl. „Die Schweiz“ XII 1908 541. XIV 1910, 273. XVII 1913, 404, 407.

gen und Sturm. Daher hat jede Zeile dieses Dichters den harten Takt und Rhythmus der Arbeit, die unerbittliche Gebärde des tätigen Lebens. Denn das muß ausdrücklich betont werden: Huggenberger hat auf seinem einsamen Bauernhof tiefer in das Leben eingegriffen und es herzhafter und überzeugender gemeistert als mancher Romanschriftsteller und mancher Denker hinter seinen verhängten Fenstern.

Verschiedene Gemeinde- und Bezirksämter haben ihn manchen bedeutsamen Blick in seine Umwelt tun lassen, ihm aber auch manche liebe Stunde von seinem sonst schon überlasteten Arbeitstage weggenommen. Lange Jahre saß er im Gemeinderat; als Gemeindegutsverwalter, Mitglied der Schulbehörde hat er sein Bestes hergegeben, hat der Gemeinde treulich gedient und seinen Dorfgenossen alle ihre kleinen und großen Lasten mittragen helfen, hat daneben als Friedensrichter Recht gesprochen nach menschlichem Vermögen und ist jedem, der zu ihm kam, Freund und Helfer gewesen. So spielt der Dichter in seinen Erzählungen die Rolle des Vertrauten, der als Dorfgenosse Gelegenheit zur Beobachtung und Anteilnahme gehabt hat. Und wie in seinem eigenen Leben diese Anteilnahme immer bedingt war durch ein weit ausgreifendes optimistisches Schauen und Verstehen, so finden wir auch in seinen Werken allen jenes Große, Erstrebenswerte, Tüchtige, jene sittliche Tendenz, die Gottfried Keller so nachdrücklich verlangt hat: daß die Poesie „das Gegenwärtige, die Reime der Zukunft so weit verstärken und verschönern solle, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie.“

Man glaubte auch im Falle Huggenberger wieder an Vorbilder erinnern zu müssen und nannte Jeremias Gotthelf. Aber die Welt der Huggenbergerschen Bauern ist nicht die Welt der reichen Dorfkönige im Emmental. Die Bauern des Thurgauer Dichters fahren nicht mit Viererzügen durch gigantische Scheunentore, sie machen es bescheidener und sind froh, wenn sie das wenige Geld für einen schmalen Ackerstreifen in fruchtbarer Lage

auf- und anbringen. Huggenberger gibt die enggebundenen Schicksale der Kleinbauern, der zähen Streber, der Enterbten oft, die am Leben verelenden, den schmalen, beschwerlichen Weg seiner Heimatgenossen, in deren innerste Herzkammer er hineingeblitzt hat, kleine alltägliche Schicksale, durch Liebe und Haß, Eifersucht und Neid, Ehrgeiz und Treulosigkeit, durch alle menschlichen Leidenschaften bewegt. Aber über allen diesen Menschen mit ihren Sorgen und Geschicken leuchtet rein und strahlend ein wundervoller Optimismus und eine gefakte Versöhnlichkeit auch dem lichtlosesten Dasein gegenüber. Woher kommt dieser hochgemute Optimismus der Huggenbergerschen Bauern? Von einem schönen, unbeschnittenen Bauernstolz, der seine Wurzeln nicht etwa im Besitz, sondern in einem gesunden Ehrgeiz hat. „Was bleibt an einem Menschen,“ sagt Klaus Inzuben zu seiner Tochter, „wenn er den Stolz ganz von sich weggetan hat? Wenn er nicht mit einem heimlichen Hochmut im Herzen vor die Leute hintreten darf: Da bin ich! Seht mich an! Er stirbt innerlich ab und



Alfred Huggenberger. Phot. Hans Jäggi, Winterthur.

kommt zu den Minderen, die zufrieden sind, wenn jeden Tag dreimal gutes Essen auf dem Tisch steht. Ich sage: Wenn kein Stolz mehr ist, kann man mir die Welt in ein Zeitungspapier einwickeln!" Worauf ist der alte Inzuben stolz? Auf sein schönes Geld? Nein, auf seine Tat. Das ist es. Die Tat ist bei diesen Menschen entscheidender als der pralle Geldsack! Hier haben wir den kategorischen Imperativ von Hugenbergers Weltanschauung zu suchen.

Es ist für den Dichter bezeichnend und weist mehr als alles übrige auf den Geist seiner Bücher hin, daß er, sobald es ihm die Verhältnisse irgendwie gestatteten, einige Waldkomplexe ankaufte („um wieder mehr Anteil an der Welt zu haben und im eigenen Holz schaffen, pflanzen und reuten zu können“). In einem dieser Jungwaldbestände schafft er zu einer Zeit, wo ihn sein Verleger hart wegen einer Arbeit bedrängt, unbekümmert vier Wochen lang mit Beil und Säge. Nicht der Besitz macht ihn glücklich, sondern das Ringen und Kämpfen, die harte Arbeit um dieses Besitzes willen. Was Hugenbergers schreibt, das lebt er, was er in seinen Büchern die Menschen über ihre Arbeit sagen läßt, das ist ganz einfach der poetische Niederschlag dessen, was er selbst nicht lassen kann, seines bäuerlichen Schaffens. Und eben diese Übereinstimmung zwischen Werk und Mensch, Anschauung, Leben und Darstellung ist es, was uns an ihm erquickt, was uns ihm uneingeschränkt vertrauen läßt. Es kann nicht anders sein: Dichter und Bauer werden einander immer heben und tragen helfen.

Woher kommt Hugenbergers die bezwingende Macht seines dichterischen Wortes? Von seiner inneren Beständigkeit. Er hat die Andacht noch nicht verloren, das Staunen, die frohbezeugte Ehrfurcht. Er hat die Stetigkeit der Treue. Seine Schaffenskraft wurzelt im Guten, Frohen, in der Ehrlichkeit und in einem unverrückbaren Naturgefühl, das der Generalnenner für alle Poesie ist. Sein Leben ist heute noch eine einzige, täglich sich erneuernde Wechselbeziehung zwischen ihm und jeglichem Naturwesen um ihn herum, sei es Mensch, Tier oder Baum. Jeden seiner Tage verlebt er in innigster Berüh-

rung mit der Natur, ihren Wundern und ihrer Willkür, und er nimmt es gelassen und gefaßt, ob sie ihm ein Glück schenkt oder Sorgen bringt. Sein Blick ist nicht nur auf die frohe Ernte gerichtet, sondern — in Dankbarkeit und Ergriffenheit — auf das Leiden aller Kreatur, das mit der Arbeit des Landmannes auf ewig verknüpft ist. Und weil seine Seele voller Erbarmen ist für alles Lebendige und Leidende in der Schöpfung, darum vermag er uns im kleinsten Einzelschicksal das Leiden der ganzen Welt aufzuzeigen, darum haben seine Gedichte und Erzählungen alle menschliche Allgemeinbedeutung. Ich glaube, es ist immer das Kennzeichen starker Dichter gewesen, daß sie einem einfachen irdischen Geschehen den Abglanz ewiger Dinge zu geben vermochten.

Das Eigentümlichste und Schönste an Hugenbergers scheint mir seine Art tieferinnerlichen Verhältnisses zu Pflanze und Tier. Er spürt in sich das Leiden der Kreatur, die wehmütige Klage des Apfelbaumes, der seinen Blütentag versäumt, und das Stöhnen der geliebten Buche, an deren Stamm er sich als Knabe so oft geschniegt und die er nun beide schlagen soll. Wenn er über der Sense sitzt und der helle Ton des Dengelhammers sein Echo vom nahen Wald zurückwirft, so ist ihm, als ahne das Aehrenmeer den nahen Tod:

Die Halme schwanken hin und her.
Es geht ein heimlich Flüstern um!
Der Tag ist nah, die Zeit ist um!

Weil er sich dem Boden verpflichtet fühlt, dem er sein tägliches Brot verdankt, darum steht er in einem unlöslichen Verhältnis zu ihm, und er schuldet ihm etwas wie eine Verantwortung:

Schreit' ich hinter dem Pfluge her,
Fällt mir ein von ungefähr:
Ei, wer gibt dir ein Recht dazu,
Tausend Wesen in ihrer Ruh
Aufzustören? Elend und Pein
Trägst du ins stillste Reich hinein...

Aber er rettet sich doch mit einem gesunden Lebensgefühl, das seine Wurzeln im Boden der harten Notwendigkeit hat, aus diesen sentimental-philosophischen Bedenken:

Schrullen müssen wohl Schrullen bleiben,
Geht doch alles just, wie wir's treiben.

Und gibt's was Schöneres auf der Welt
Als so ein sauber gepflügtes Feld ...

Wenn der Zeigerhaniß („Bauern von Steig“) in seine Waldherrlichkeit geht, dann steht er „bei den vom Birchenschwengel kläglich zugerichteten zwei Randbirken still und gibt die Versicherung ab, daß er nicht vergessen werde, dem Schwengeler so einen fünfmal geschändeten Ast aufs Grab zu stecken“. Auch vom Acker hat der Zeigerhaniß seine ganz eigene Meinung; wenn er bedächtigen Ganges hinter seinem Pflug herschreitet, dann sind die Grenzen seines Ackers für ihn zugleich auch die Grenzen der Welt. „Es gibt Leute, denen weder ein Pflug noch ein Schuh breit Land gehören sollte,“ behauptet er oft unwillig, „sie hobeln so drüber weg und haben keine Andacht und keinen rechten Gedanken dabei; wer so schafft, für den hat die Arbeit nicht mehr Wert als für den Müßiggänger das Faulenzen, bloß daß er jeden Tag seine vier- undzwanzig Stunden älter wird!“ Eine

übel geratene Furche kann aus ihm einen andern Menschen machen: „Diese Furche hat auch Frucht getragen wie die andern, somit soll man sie jetzt nicht verachten.“ Oder wenn es seinem Ziehbuben, dem Gideon, passiert, daß er beim Ackern an einen Baum gerät, sodaß die Rabe des Pflugrades etwa ein Stück Rinde wegrißt, das ist dann für den Haniß jedesmal eine Untat, die nicht mehr gut zu machen ist: „Auf diesen Platz hat man den Baum gesetzt, er kann nicht ausweichen, also müssen wir uns die Mühe nehmen!“ Einmal sitzen die beiden am Abend eines freundlichen Akertages auf dem Pflugbaum beim Vesperbrot, „angesichts der frisch gelegten Furchen konnte das mitunter ein kleines Fest bedeuten“. Da ertönt der Klang der Vesperglocke, und der Meister behauptet von ihr andächtig, „sie habe früher, als neu, den rechten Ton noch nicht gehabt, sie habe mit der Zeit etwas von der Luft, vom Holz und von den Feldern angenommen“. Das ist Andacht vor



Alfred Huggenberger mit Gattin und Töchterchen. Phot. Hausmann, Heiden.

dem Geschehen in der Natur, das ist mehr als das, was wir „Freude an der Natur“ nennen. Alle diese angeführten Stellen zeugen für das Wesentliche in den Dichtungen Hugenbergers — das Mitverantwortungsgefühl für das geringste Ding Gottes.

Wir ergötzen uns an der Landschaft, am rosigen Blütenzweig, unser Auge ruht entzückt auf der vollen Heumahd und auf dem Goldton der Kornfelder; aber wir werden uns nur bedingt, sozusagen rein ästhetisch dieser Schönheiten bewußt und haben weiter keinen besonderen, tiefergehenden Anteil an ihnen. Wir wissen wenig oder nichts von den tiefen Seligkeiten, die aus dem stillen Bezirk der Scholle dem Menschen werden, wir gehen an einem Acker vorbei und wissen nicht, daß eine Stunde vorher dem Bauer aus seinen Furchen ein Glücksgefühl gekommen ist, Beruhigung und Ausgleich, ein Wehr und Waffen gegen die drückende Fron des Tages. Und nun kommt Alfred Hugenberg und lehrt uns in seinen Büchern das Bauerndorf und seine Umwelt mit andern Augen ansehen, zeigt uns den wahren Glücksquell auf, der in der Arbeit liegt, und bedeutet uns, daß die Natur nur dem Red und Antwort steht, der sich um sie müht.

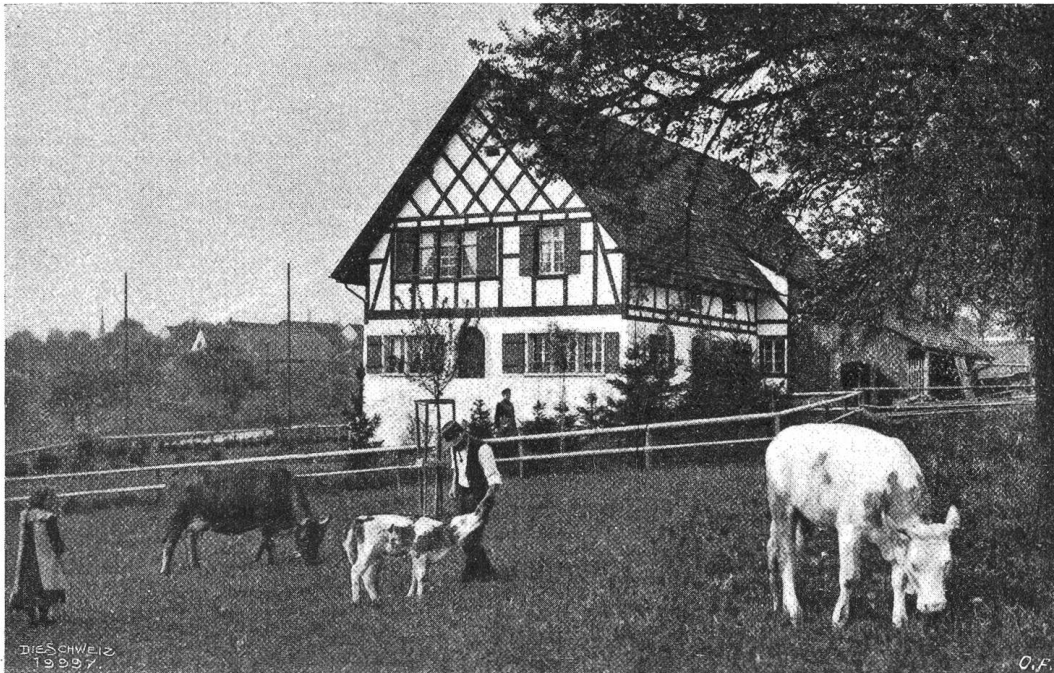
Durch alle bis jetzt erschienenen Werke des Dichters geht dieser eine Geist — der Geist der Arbeit. So reich der Inhalt dieser Werke ist, stofflich und formell, überall ersteht siegreich monumental — wie ein Bild von Millet — die schöne und aufrechte Gestalt des nimmermüden, schaffenden und sorgenden Ackerbauern und wird zum Symbol allen sittlichen Lebens. Hugenberg sagt irgendwo in seinem Roman, über den Zeigerhanß könnte er ohne Not ein Buch schreiben. So ergeht es mir mit seinem schönsten und stärksten Buche „Die Bauern von Steig“. Ich vermesse mich, über diese „Bauern von Steig“ ein Buch zu schreiben, und es wird die Geschichte Alfred Hugenbergers und seiner Weltanschauung sein; denn sein Bestes, seine starke und ebenmäßige Persönlichkeit ist in jedem Wort, in jedem Satz. Wenn Gideon Reich irgendwo sagt: „Wir Bauernmenschen machen uns manchmal auch Gedanken und erleben vieles,

das wir für uns behalten; wir können mitunter seltsame Träume spinnen und ganz unklugen Sachen nachhängen, wie andere Menschenfinder, die zartere Hände haben,“ so ist das Alfred Hugenberg. Wenn der junge Gideon in Gedanken bei seiner toten Mutter weilt und darüber nachdenkt, ob „es wohl jezt im Himmel auch schneie und ob die Mutter nun ihr schönes, braunes Haar auch aufgelöst tragen müsse, wie die andern Engel, die er in einem Bilderbüchlein gesehen“, so ist das Alfred Hugenberg. Wenn der Zeigerhanß einem verkrüppelten Kornapfelbaum zuliebe einundzwanzig Jahre auf einen Acker paßt und dafür darbt und schuftet, so ist das Alfred Hugenberg. Und wenn dieser Zeigerhanß stundenlang im Wald auf einem Wurzelknorren sitzen, tubaken und „bei seinem Holz sein“ kann, so ist das wieder der Dichterbauer von Gerlikon. „Ich denke, daß ich etwas zuweggebracht habe,“ dieses Wort pflanzt der Zeigerhanß frühzeitig in das Herz seines Schüglings, und diesem Arcanum verdankt es Gideon, daß er seines seligen Vaters Hof dereinst wieder in seinen Besitz bringen kann. In diesem letzten Wort stehen die fünfzig Lebensjahre unseres Dichters achtunggebietend vor uns auf.

Sein Bestes quillt ihm aus der engen Verbundenheit mit dem Leben der Heimat, und Erfolg und Gelingen blühen ihm umsomehr entgegen, je fester er auf der Scholle steht. Und so wird die letzte Strophe seines schönen Gedichtes „Lied der Erdner“ immer wahrer und lebendiger werden:

Kraft der Tiefe fließt in unser Sein,
Rätselkraft aus schweißgedüngter Erde.
Einsamkeit, du läßt uns in dein Gärtchen ein,
Daß dem Träumer sein Genügen werde.

Es ist meine Ueberzeugung, daß die Bücher dieses schweizerischen Landwirts unser sittliches Bewußtsein kräftigen, unsere Lebensfreude wecken und so in uns ein schönes Gleichgewicht herstellen, das uns ruhig und zuversichtlich macht. Für den Volksfreund aber, dem es um die Gesundung und Verinnerlichung seines Volkes ernstlich zu tun ist, gibt es nichts Rühmlicheres als immer auf diesen Dichter hinzuweisen, in dem das gewichtige Wort Julian Schmidts so stark und



Alfred Huggenbergers Heimwesen in Gerlikon bei Frauenfeld. Phot. Hausamann, Heiden.

lebendig geworden ist: Der Roman soll seinen Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich das deutsche Volk da suchen, wo es in bei seiner Arbeit.

Karl Heinrich Maurer, Ermatingen.

Der Musterknabe.

Nachdruck verboten.

Ein Geschichtlein von Walter Dietiker, Bern.

„So chömet jeh, Chinder,“ het der Petrus zu=n-ere Schar Angel i Schnee-wyße Hemmeli und mit flumige Flügel gseit; „sid rächt brav, und wenn ech der Herrgott öppis fragt, so gäbet ihm offe Bscheid!“ Und wo du alli vor em Liebgott gschande si, het der Petrus hübscheli d'Türe hinter sich zuezoze und gmeint: „Mer hät si wohl no uf der Wält unde dörfe la si, die arme Chind! Was sölle die da obe?“ Und isch sich mit dem Dumerügge über d'Duge gfahre.

Im Himmel inn aber het der Liebgott die Angel fründlich gmuschteret, sodas es däne ganz warm worde isch um ds Härz. Es Buebli het zu=m-ene=n-andere gmeint: „Ganz wie mi Großvater!“

„He nu, Chinder,“ het der Liebgott du gseit, „i weiß wohl, es isch kes schlächts under ech. Aber vilicht het doch öppe=n-eis uf der Wält einisch öppis gmacht, wo nid hät sölle vorcho. Was hesch du öppe=n-uf

em Gwüsse?“ chehrt er sich zum nächschte Buebli.

Das isch ganz schtill dagschande, nume die fyne Flügel hei hübscheli zitteret: „I ha mängisch d'Großmueter gchuzelet, we si ufem Ofetritt igshlase=n-isch.“

Dem Herrgott sini Mulegge si läbig worde; aber scho isch er bim nächschte Buebli gschande und het ne fründlich under em Chini gno: „Und du, Buebli?“

„Liebe Gott,“ het es rots Müli g'antwortet, „i ha nume mängisch e Fürtüfel gmacht. Im Himmel la=n-is gwüß jeh la si!“

„Scho guet,“ seit der Herrgott, „settigi cha=n-i feini bruuche ... Aber du, Lineli, bisch gwüß gäng es liebs gsi! Oder?“

Das blonde Meiteli het scho nassi Duge gha. „Nei, liebe Gott, i ha einisch ... ha einisch ... ds Ruebettli uftrönnt, wo=n-i e Zyt lang bi elei i der Schtube gsi. Es isch drum ... so ... längwilig gsi.“